

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 37 (1911)
Heft: 14

Artikel: Nach vierzig Jahren
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-443733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.

Wenn man diese bekannten schönen Worte liest, sollte man wirklich denken, der Frühling ist angerückt. „Nun muß sich alles, alles wenden!“ Aber oha! es wäre eher an der Zeit, daß man den heuer sonst schon überstrapazierten Winterrock neu wenden ließe um die sogenannten linden Lüfte noch eine schöne Anzahl von Wochen auf ihn einwirken zu lassen.

Man lasse sich nur von diesen Uhländischen linden Aprißlüften Tag und Nacht umsäuseln und man wird bald sehen oder fühlen, daß durch diese Säuselerei der schönste und ausgiebigste Frühlingshauch oder eine solide Influenza angehäufelt kommt; denn das, was im April an allen Enden schafft, an den Händen und Füßen, an Hals und Nase, läßt für den weniger poetisch veranlagten Menschen nichts anderes erwarten.

Dieses in Rede stehende Uebel tritt alljährlich an uns arme, Wärmebedürftigen immer heran „mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Vergehen schwirren“.

Und wie sehnt man sich nach dem holden Knaben Frühling; wenn der liebebedürftige Amfelsjüngling sein Lied in den lockendsten Carusotönen von den undelaubten Ästen oder noch schneebedeckten Dächern herunterschmettert, kommen wir fast in Vergilckung, „jetzt muß doch der Lenz einrücken“ ruft jeder und wirft resigniert noch einen Kessel Kohlen in den Ofen. Das ist eben der alte Frühlingsglaube, der doch wieder nichts anderes ist als die Nachwirkung des Karnevals; ist doch der April schon von altersher jener Monat, der im Glauben der Völker den Menschen zu sich selber, d. h. in den April schickt, mit andern Worten: zum Narren hält.

O frischer Duft, o neuer Klang,
Nun armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles wenden!“

Ach du guter Uhländ, in deiner fromm-schwäbischen Einfalt hast du diese weichen, schönen Worte gefungen und es trifft auch wirklich ein, wie es dein dichterisches Seherauge aufgefaßt hat. Aber lassen wir uns doch einmal diese frischen Lüfte durch unsere Nase ziehen; dieses Parfüm kennen wir, wenn unser Nachbar bei Erwachen des jungen Tages oder auch bei seinem Scheiden, mit kunstgelibter Hand und robustem

Schwung jene geheimnisvolle Flüssigkeit, welche er den ganzen Winter hindurch sorglich in heimlichem Dunkel hinter dem Hause gesammelt hat, auf die erwachenden, lebenden Blüten ausgießt, resp. den gemüßependenden Boden seines Gärtchens damit trinkt und sättigt, daß uns andern allen das Hören und Sehen vergeht, nur leider nicht das Riechen.

Mit dem „neuen Klang“ ist's auch so eine eigene Sache. Die Späßen z. B. pfeifen dieses Jahr doch gewiß nicht anders als sie es alle Jahre zuvor getan und unsere Gesangsvereine mühen sich jetzt wie früher, um uns das alte Lied vom Frühlingsglauben recht eindringlich vorzusingen. Aber es bleibt halt doch nur das alte Lied, dort wie hier, wenn sich auch mit unserer lieben Erde alles gewendet hat, es ist doch immer die gleiche Drehung um sich selbst, der ewige, einseitige Gang im großen Weltenmechanismus; dabei kommen wir aber immer wieder an den gleichen Punkt, auf welchem alles und jedes früher schon gestanden.

Da heißt es aber noch in dem Liede weiter: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag!“ Das mag ja wohl zur Zeit der Romantik ganz annehmbar geklungen haben, aber du lieber Himmel, was haben die Romantiker damals vom Proporzkrieg, Modernisteneid, Gefrierfleisch, Tabaksmonopol und Gotthardstreit nebst noch andern ähnlichen Säckelchen gewußt? Wenn uns der gemüthvolle Dichter nicht so lieb wäre, könnten wir fast glauben, daß er uns mit seinen schönen Versen nur in den April schicken wollte.

Etwas anderes ist es schon, wenn er sagt: „Man weiß nicht was noch werden mag!“ Darin liegt doch Wahrheit, aber es ist ein Glück, daß man es nicht weiß, unser vertrauensfester Frühlingsglaube stände nicht mehr lange auf festen Füßen und käme nach und nach in ein ganz bedenkliches Wanken.

Es blüht das fernste, tiefste Tal,
Nun armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles wenden!“

Was nützt uns aber, wenn es im fernsten Tal blüht, bei uns hingegen alles vom Frost zerstreut wird? Auf solche Erfahrungen hin bleiben wir noch einseitigen Frühlingspessimisten und sagen: Man soll den Frühling nicht vor dem Herbst loben, erst dann, wenn wir etwas rechtes, greif- und trinkbares haben, erst dann wollen wir gerne dem Frühlingsglauben unsere Herzen öffnen.

Der Städtetag in Zürich.

Ein teures Leben führen wir
In Städten und in Städtchen
Drum müssen endlich auf Gefrier-
Fleisch halten Alle für und für
Die Knaben und die Mädchen!

Gar frohen Mutes langten an
Wir un'rer Zweihundschzig.
Mit einer Million habitants
Da kann man schon was fangen an.
Wir handelten bedächtig!

Ein 25 fränk'ger Zoll
Ist wahrhaft zum Erichrecken
Er muß — das Maß ist jetzt schon voll
Uns Städter alle machen toll,
Das Volksbewußtsein wecken!

An National- und Ständerat,
Die Eingab' wird beraten,
Und dann wird nach vollbrachter Tat
Serviert bei frischem Kopfsalat
Im Gotthard — Gefrierfleischbraten!

Der Scheidende Theatername.

Lebewohl, Theatername,
Der Du gütig Herr wie Dame
Mit der Maske oft verliehn.
Bald ist's nun um Dich geschehn!

Im Kontrakt und auf dem Zettel
(Sei's ein Backfisch, eine Vettel)
Wird in Zukunft sie genannt,
Wie's laut Taufschein ist bekannt.

Mit dem nom de guerre auf Brettern
Ist es aus! — In klaren Lettern
Prangt Dein Name inhaltschwer,
Wenn's auch bloß ein Schulze wär'.

Auch wer beispielsweise heißt Win-ter
Und (s'bedekt weiter nichts dahinter)
Lieber Ter-win sich genannt,
Weil das telt'ner und pikant, —

Muß zurück zum alten Namen:
Orchideen sind nicht Cyklamen!
Und nun wissen's ich und Du:
s' gibt kein X mehr für ein U!

Fax.

-ee-

Druckfehlerteufel.

In England werden die Gatten oft zur wahren Landplage, sodaß man sie auf alle mögliche Weise zu vertilgen sucht.

Er fühlte sich mit tausend Nesseln an ihr Herz gekettet.

Die Chinesen können sich nicht entschließen, ohne Kopf herumzulaufen.

Viele Leute haben nicht den Mut ein Geschäft zu verlassen ohne etwas zu saufen.

Aus dem Freischütz: Ha! welche Last Soldat zu sein!

Sonntags liebt man immer eine Menge Pärchen auf dem See herum-ludern.

Viele Bewunderer standen vor dem Bilde: Die drei Meisen aus dem Morgenlande.

Die Störche halten sich mit Vorliebe in der Nähe von Weibern auf.

Nach vierzig Jahren. Fax.

Am Spreestrand eines Tages wusch
Der Frihe eine Schärpe.
Sie war so hübsch blau-blanc-rouge:
„Daß blau doch schwarz sich färbe —
Doch wenigstens berlinerblau!“ —
So meinte jetzt der Frihe schlau —
Doch 's alte Bleu blieb lieblich! . . .
Der Frihe ist halt nicht beliebt
Süddeutschen und Elsaßern:
Von oben 'runter er sich gibt,
Drum wird's dort niemals bessern!
Als Corporalsfrock ist er denn
Avec son audace prussienne
Im Elsaß nicht sympathisch!
Statt daß man Holz vom eig'nen Land
Nimmt füglich als Beamte,
Muß Frihe her vom märk'schen Sand
Der arrogant — verdammte!
Si l'on ne donne pas l'autonomie
Vous n'aurez pas notre sympathie:
So wirbt man nie um Liebe! . . .
Drum heißt's noch heute: „Vive la France
Nur das ist un're Mutter,
Die Preußens soje mit Rombalance
Däm heilige Chile-Anke: Butter!
So lang bi Strassbourg läßt der Rhin
Und Ribeaupillé gibt güterer Win:
Notre cœur vous ne l'aurez jamais!“

Zenförliches. Fax.

Jagow, Berlins sittenstrenge
Niß es jüngst gar mächtig hin —
Zu 'nem tête-à-tête zu drängen
Durieux, die Schauspiel'rin!
Doch war ein großer Hafen dran,
Denn Tilla ist vermählt —
Die Frau desselben, der den „Pan“
Verlegt und aus'nin zählet.
Ach! wie dumm war die Geschichte,
Denn der Gatte kannt' nicht Spaß;
Unter einem andern Pächte
Saß er und verbat sich das!
Gar harmlos stellt's zwar Jagow dar
(Wie er sich auch erregte!)
Als schon seit manchem lieben Jahr
Gewohnheit — oft gepflegte!
Doch Verdruß bringt es dem Ritter
— Für den „Pan“ gesund'ner Fraß —
Bitterer als Moabitte —
Jagow, überdau'rst Du das? . . .

Puck.

Annoncenstilblüte. Gesucht ein
sonniges möbliertes Zimmer für
ein junges Ehepaar, das möglichst
zentral gelegen ist.

Generalmajor v. Bethmann.

Das kommt nicht alle Tage vor:
Leutnant a. D. — Generalmajor.
Er sitzt vergnügt auf seinem Zimmer
und hat vom Dienst nicht einen Schimmer.

Doch, wenn es Majestäd so will,
geschieht es — und man lächelt still;
denn, ach!, es kommt ja soviele Schwere
aufs Menomnee des deutschen Heeres.

Denn dieses ist ein alter Streit:
Mißgunst auf große Tüchtigkeit.
Und Bethmann ist sowas zu eigen.
Wer's anders weiß tut wohl — zu schweigen.

Nun ist er Generalmajor
und kommt sich militärisch vor
und ist niemals — es war zu lesen —
aktiver Offizier gewesen. Joh. Feuer.

Rösselpiel. Fax.

Sie spielen wie die Raben
Im Cercle des Strangers.
Und wenn sie nichts mehr haben,
Ist das Unheil arrivé.

Man kam dazu aus Gründen,
Die mancher Mann versteht,
Es nicht für gut zu finden,
Daß das so weiter geht.

Bloß ich kann nicht verhehen
Was dran ist difficile.
Laßt doch zugrunde gehen
Was zugrunde gehen will.

Laßt sie spielen wie die Raben
In dem bestimmten Haus.
Wenn sie einmal nichts mehr haben,
Dann wird's von selber — aus.

Wau-u!

Kolonisatorisches. Fax.

Ein Wort hört' ich vom Offizierstand,
Bemommen hat man's früher nie;
's bringt einen außer Rand und Band
Das Wort: „Reichhufenkolonie“!

Reichhufenorten siedeln an
Sich dort scheint's, wo die Flut sich bricht.
Den Kolonien freie Bahn!
Nur Husten-Anpflanzungen nicht! -ee-